

(Nachdruck verboten.)

## 61 Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Guldschiner.

Pepi war schon aufgestanden und reichte ihm zögernd die Hand, die er mit warmem Druck umschloß. Dann ging sie, ohne sich umzuschauen, schnell der Stadt zu. Er aber stand unter dem Ruhbaum und sah ihr nach, bis sie zwischen den Weinlauben verschwunden war. Sie lief gehetzt am Bahnhof vorüber und durch die abendlichen Gassen. Allen Menschen, die ihr begegneten, sah sie ängstlich ins Gesicht, weil sie meinte, daß man ihr ihre Unruhe ansehen müßte. Und sie begriff nicht, wie sie alle so gleichgültig oder traurig dreinschauen konnten. Es war doch so schön, zu leben, so schön. Man mußte ja fröhlich sein.

In der Wohnung war noch niemand. Sie legte ihre Sachen ab, ging in die Stuben der Zimmerherren und richtete sie für die Nacht her. Dann schaute sie in die Küche, besann sich, ob sie Feuer machen sollte, ließ es aber sein. Wer weiß, ob die Mutter damit einverstanden war? Sie setzte sich auf das alte Sofa in der Ecke, lehnte den Kopf zurück und träumte. Sie fühlte sich müde und doch wach wie jemand, der aus langem schweren Schlaf erwacht ist. Und doch: als die Mutter nach Hause kam, war sie auf dem Sofa fest eingeschlafen. Ihr Kopf war zurückgesunken, die Lippen leicht geöffnet, die Arme hingen herab. Die Stirn bedeckte ein feiner Schweiß.

Am nächsten Tag ging Pepi direkt von der Kathl nach Hause. Sie war traurig und wollte sich in ihrem Stübchen vergraben. Nur niemand sehen, nur nicht sprechen müssen! Die Menschen hatten recht, wenn sie traurig durch die Straßen gingen. Das Leben war nicht lustig; man mußte weinen.

Sie zog ein altes Hauskleid an und setzte sich mit dem Gebetbuch an den Küchentisch; die bunten Heiligenbildchen, die da und dort zwischen den Seiten steckten, beruhigten sie und lenkten ihre Gedanken ab. Vielleicht war ihre Sünde doch nicht so schwer, vielleicht konnte sie Vergebung finden, wenn sie ein für allemal mit dem Geschehenen abschloß und der Mutter beichtete. Aber davor fürchtete sie sich ja so sehr; das war es ja, was sie so traurig machte. Die Mutter war so selbstlos; sie konnte immer nur schelten. Aber dann war ja auch noch der Onkel Anton da; wenn sie mit dem darüber sprach? — Nein, das ging erst recht nicht. Der würde sie bloß auslachen. „Ach Gott! Daß man so verlassen war! . . .“

Auf der kleinen Uhr schlug es sechs. Sechs Uhr schon? Ja, da traf sie gewiß den Vater Gerhardus oben in der Franziskanerkirche! Dem konnte sie beichten. Sie sprang auf, riß ein Tuch aus dem Kleiderschrank und lief über die Treppe hinab.

Aber als sie die Haustür öffnete, stand Bernwerth da. Ihr war, als ob sie umsinken mußte. Da stand er, den sie hatte nimmer wiedersehen wollen, lächelte glücklich und streckte ihr die Hand zum Gruß entgegen.

Sie wollte umkehren, die Tür hinter sich ins Schloß werfen, konnte aber nicht. Und mit einem Schlag fiel alle Traurigkeit von ihr ab.

Sie wunderte sich nicht einmal darüber, daß er gekommen war. Das war ja so natürlich. Warum sollte er sich auch nicht nach ihr umsehen? Sie hatte ja auch den ganzen Tag diese schreckliche Sehnsucht gehabt. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie wollte gegen die Wand des Hausgangs und auf einmal fühlte sie sich von seinen Armen umschlossen.

„Pepi!“ sagte er zärtlich und drückte sie an sich. Und da schloß sie die Augen und legte den Kopf an seine Brust.

Die milde Kühle des großen, gewölbten Flurs umringte sie wie mit Zauberkräften. Vom Garten her hörte man das Singen der Vögel; die Zweige der großen Bäume rauschten im leisen Abendwind. Und sie waren ganz allein, fern von den Menschen, auf einer einsamen Insel, an deren Gestaden niemand landen kam.

Sie drückte sich fester in seine Arme, vergrub sich gleichsam in ihnen, und sie wollte nimmer loslassen, nimmer; denn sie gehörte zu ihm, und was er tat, war recht.

Er sagte aber immer nur: „Pepi!“ und streichelte ihr Haar. Und als sie die Augen zu ihm aufhob, küßte er sie auf den Mund.

Die Haustür war offen geblieben. Ein Schusterjunge ging draußen pfeifend vorüber; dann kam ein Mann, der einen Karren schob; es polterte auf dem schlechten Pflaster, als ob es eine ganze Batterie Kanonen wäre. Und hinterher zottelte ein altes Weib, das einen großen verdeckten Korb auf der Schulter trug.

Aber die beiden erwachten nicht aus ihrer Versunkenheit. Was ging sie die Welt da draußen an?

„Hattest Du mich gesehen?“ fragte er nach einer Weile. „Ich stand schon lange vor der Haustür und guckte nach Deinen Fenstern hinauf.“

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Nein? — Wo wolltest Du denn jetzt hin?“

„In die Kirche.“

„Und Deine Mutter?“

„Es ist niemand zu Hause.“

„Schah! . . .“

„O, Du! . . .“

„Süße!“

„Ich liebe Dich schon lang . . . schon lang . . .“ Sie sagte es träumerisch, mit Augen, die in eine weite Ferne starrten. „Schon lang . . . ich wußte es nur nicht . . . und ich meinte, daß ich Dich hassen müßte . . .“

„Aber jetzt werden wir uns immer lieben.“

„So wie ich Dich liebe, kannst Du mich gewiß nicht lieben.“

Sie schauderte zusammen und machte sich los.

„Um Gottes willen! Wenn uns jemand gesehen hat! Und die Mutter kann jeden Augenblick nach Hause kommen! Ich bitt' Dich, geh!“

„Noch einen Augenblick!“ flehte er. Aber sie sah ihn so angstvoll an, daß er sie nicht mehr quälen wollte.

„Nun gut . . . ich gehe. Aber wo sehe ich Dich morgen?“

„Morgen? . . . ich weiß nicht . . . ich habe Angst . . . nein, ich kann nichts sagen . . .“

„Am Ruhbaum draußen? Wo wir gestern zusammengeessen haben? Sag ja, sag ja!“

„Ja . . . ja . . . nur geh jetzt . . .“ Da küßte er sie noch einmal lang auf den leicht geöffneten Mund und ging.

Aber Pepi stand noch eine Weile da, als ob sie an den Boden festgenagelt sei, und ihre Augen wanderten ruhelos durch den langen Gang. Dann raffte sie sich plötzlich zusammen und lief die Treppe hinauf, zog sich mit fiebriger Eile um. Sie mußte fort, in die Kirche, irgendwohin, wo sie beten konnte. Sie hatte für etwas zu danken. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie nicht zu bitten, sondern zu danken hatte. Das duldete keinen Aufschub, das mußte bald geschehen.

Aber je näher sie der Franziskanerkirche kam, um so unruhiger wurde sie. Es wird sehr voll sein, sagte sie sich. Wer weiß, ob Du ungestört beten kannst? Und dann — der Vater Gerhardus. Nein, dem durfte sie jetzt nicht begegnen. In der Pfarrkirche konnte man besser beten. Die Helene sagte es auch, und die wußte Bescheid.

Ihre Schritte verlangsamten sich. Sie stellte sich das hohe, dämmernde Mittelschiff der Pfarrkirche vor, mit dem großen, goldenen Altar, der durch das ungewisse Dunkel schimmerte, und plötzlich wußte sie es, daß sie in die Pfarrkirche mußte. Wie hatte sie auch nur einen Augenblick an die Franziskaner denken können! Ja, wenn man beichten wollte! Aber sie wollte ja nicht beichten! Sie hatte ja nur zu beten und zu danken! Zu der Mutter Gottes konnte sie viel besser in der Pfarrkirche reden. Die Mutter Gottes war ja so viel milder als der heilige Franziskus. Die Mutter Gottes mußte so ein armes, glückliches Mädel viel besser verstehen. Der heilige Franziskus machte ihr nur Angst. Und zum Vater Gerhardus konnte sie ein anderes Mal . . .

So drehte sie wieder um und eilte durch dunstige Straßen nach dem Pfarrplatz. Als sie bei der Post um die Ecke bog und der hohen, lichten Kirche gegenüberstand, befiel sie heftiges Herzklopfen. Da preßte sie ihre Hand gegen die Brust, holte ein paar Mal tief Atem und stand einen Augenblick still. Dann nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und trat ein.

Die Kirche war fast leer. Nur hinten in den letzten Bänken knieten ein paar alte Weiber. Und vor den Stufen des Hauptaltars lag eine in tiefe Trauer gekleidete Dame mit

## Der Billionär.

Ein Hochsommernachtsstraum.

Dem ganzen Körper auf dem kalten Marmorboden. Sie rührte sich nicht. Es sah aus, als ob sie tot wäre.

Pepi wagte kaum, sich ihr zu nähern. Aber hier war es, wo auch sie sich niederzuwerfen gedacht hatte. Der Altar war für alle, und von ihr sollte gewiß keine Störung kommen . . .

Ein Dämmerlicht herrschte in der Kirche; die bunten Fenster verdunkelten die hohen Schiffe mehr, als daß sie Licht gespendet hätten. An den Altären brannten nur wenig Kerzen. Hier und da blitzte in tiefen Nischen das Gold der Rahmen auf. Die Bilder versanken in einem geheimnisvollen Dunkel, aus dem ein gequälter Mund, eine bleiche, schmale Hand, der Stahlglanz einer Ritterrüstung oder das weiße Gewand eines Engels herausleuchtete.

Die schlank aufstrebenden Säulenbündel, die die Kreuzwölbungen trugen, tauchten in die Nacht hinauf; Weihrauch schwebte herab, zog zwischen den Kapitälern hindurch, wallte um die hohen, bunten und goldgestickten Kirchenschnitten und verging hinter dem Altar in dem schweren Dunkel der Grabkapelle.

Jetzt schlug hoch oben im Turm die Siebenuhr Glocke an. Es dröhnte schwer und geheimnisvoll wie eine Geisterstimme. Der Klang verhallte in einem leisen Zittern, das durch die Säulen ging. Dann senkte sich von neuem Dunkel und tiefes Schweigen herab, und nur, wenn an einer der Kerzen das Wachs auf das Metall der Leuchter tropfte, gab es einen leisen, silbrigen Laut.

Die Dame im Trauerkleid regte sich. Von ihren Lippen kam ein schwerer Seufzer, der die Kirche aufhorchen ließ. Und Pepi erwachte aus wirrem Träumen, das ihre Gedanken weit abseits geführt hatte, zum Bewußtsein ihrer Seligkeit. Nur zögernd streifte ihr Auge die Trauernde. Wie konnte ein Mensch unglücklich sein? Wie konnte man weinen, da die Mutter Gottes mit den milden Lippen und dem verklärten Glanz der tiefen Augen selig lächelnd auf die Gläubigen sah? „D, du Glorreiche! Ich danke dir. Du hast mich in den Himmel gehoben. Du, die du den Schmerz kennst und die Nacht der Verzweiflung, die du den Sohn geboren hast und ihn am Kreuze sterben sahst, die du seine Auferstehung anbetetest und selber nun an Gottes Thron in Seligkeiten erhaben stehst, ich danke dir . . . Siehe, ich liebe ihn . . . und wenn wir unrecht tun, so laß es mich nur büßen; ich bin nichts auf der Welt und habe nichts als meine Sehnsucht und meine Liebe; und wenn es sein muß, so nimm mich fort von dieser Erde; ich laß leben . . . aber es kann ja gar nicht unrecht sein, demütig zu lieben; wie könnte sonst mein Herz so furchtlos sein? . . . wie könnte ich hier an den Stufen deines Thrones knien?“

. . . Und die Viertelstunden gingen leise dahin. Menschen kamen, knieten nieder und verschwanden wieder. An einem Seitenaltar wurde eine Andacht abgehalten. Ein Glöcklein tönte, Weihrauchwolken stiegen auf und verteilten sich droben an den dunklen Wölbungen, durch die Fenster neben der Orgelempore fiel ein letzter Sonnenstrahl. Die Dame in Trauer war lange schon gegangen — aber Pepi kniete immer noch und betete. Sie wußte es jetzt, daß für sie wie für alle Menschen das Leben nicht nur Kälte und Schmerz und dunkles Dahinträumen, sondern auch Lust und Seligkeit birgt, daß man danach greifen muß wie nach einem Kranze von Rosen, den man sich aufs Haupt setzt, und daß, wer lebt und atmet, Siegeslieder singen darf.

Und ihr Dank, der zum Himmel stieg in heißen, halb gestammelten Worten, wurde glühender und reiner. Ein Jubel war in ihr, der sie Zeit und Ort und alles vergangene Leid vergessen ließ.

Und wie sie vor dem Altar kniete mit roten Wangen und hellen Augen, war es gleichsam, als wäre sie gewachsen. Der Kerzenschein, der gegen das sinkende Tageslicht nun Sieger zu werden begann, brach sich in ihren blonden, zerzausten Flechten und umgab ihren Kopf wie mit einem Heiligenschein. Das kümmerliche graue Kleid hatte einen seltsamen Glanz bekommen. Und alle Engel und Heiligen auf den Bildern der Altäre und Fahnen, auf den Konsolen der Säulen, auf Emporen und Bekstühlen schauten freundlich auf sie herab. —

. . . Zur gleichen Stunde aber saß Bernwerth in einem Erker des Wirtshauses zur Sonne und schäkerte mit der Kellnerin. Er hatte sie um die Taille gefaßt und flüsterte ihr lachend ein paar Worte ins Ohr.

Die Stube war fast leer. Nur drüben am Ofen saß ein Mensch in Arbeitskleidung, der glühenden Blickes zu den Beiden hinüberschaute,

(Fortsetzung folgt.)

Als Mr. Porter in Chicago das blühende Alter von acht Jahren erreicht, hatte er es durch Fleiß, Redlichkeit, Sparsamkeit und Klugheit dahin gebracht, daß er runde fünf Milliarden Vermögen besaß. So viel nämlich hatte er von seinem Vater geerbt, der zu jener Zeit gestorben war. Oder vielmehr: nur 4 1/2 Milliarde hatte er eigentlich ererbt, eine halbe Milliarde hatte er durch weitestgehende Operationen mit seinem Taschengeld — wobei eben Fleiß, Redlichkeit, Sparsamkeit und Klugheit in Kraft traten — selbständig erworben.

Am Tage des Todes seines Vaters überdachte der verwaisete, aber ungebeugte Knabe sein künftiges Schicksal und regulierte im Vorausschlag die kommende Entwicklung seiner Persönlichkeit. Er war, wie alle Milliardäre, von äußerster Anspruchlosigkeit, arbeitete Tag und Nacht, blühte sich nach jeder am Boden Liegenden Stecknadel und war im übrigen nur darauf bedacht, das allgemeine Wohl zu fördern. So würde er, berechnete er, mit Vollendung seines 50. Jahres genau eine Billion schwer sein. Dann wollte er sich zur Ruhe setzen und den Rest seiner Tage in beschaulicher Zurückgezogenheit und mäßiger Arbeit in einem idyllischeren Lande als dem unruhigen Amerika verbringen. Er dachte an Deutschland, an Berlin.

Die Rechnung stimmte. Am Tage, da er 50 alt ward, brachte ihm der Chef der Buchhalterei — der berühmte Astronom Professor Kometowsky — die Botschaft, daß die Billion auf Dollar und Cents genau voll geworden sei.

So mobilisierte er seine Flotte, stoppte sie voll mit Roosevelt-Denkmalern — alle aus natürlichem gepreßtem und unbergänglich präpariertem Schweinefleisch mit natürlichen Haaren und lebendigen Radium-Augen — und dampfte nach Deutschland. Von Hamburg aus versandte er zunächst die Roosevelt-Statuen an alle Städte über 10 000 Einwohner und wurde telegraphisch zum Ehrenbürger der sämtlichen also beglückten Gemeinden gemacht. In dem Hotel, das er sich für die acht Tage seines Hamburger Aufenthalts hatte bauen lassen, empfingen ihn die vereinigten Fürsten von Deutschland, überreichten ihm die Naturalisationsurkunden von den deutschen Bundesstaaten, sowie drei Zentner hohe Orden und den Titel eines Unteroffiziers der Reserve beim Train.

Mr. Porter verbeugte sich würdig und sagte in deutscher Sprache: „Danke.“ Die Armee der bei dem denkwürdigen Akt anwesenden Reporter war entzückt über die vollkommene Beherrschung unserer geliebten Mutterlaute.

Hierauf wurde die Fahrt nach Berlin in einem goldenen Automobil — dessen motorische Kraft durch Vergasung von Rosenöl erzeugt wurde — in 1/4 Stunden ausgeführt. Es gab unterwegs kaum 30 Tote. Die glücklichen Hinterbliebenen bekamen lebenslängliche Renten.

In Berlin war es in der Tat noch idyllisch. Die Häuser hielten sich in der mäßigen Höhe von 20 Stockwerken, die Kirchen ragten nur wenig über die Vegetationsgrenze hinaus — die Dächer in ihrer natürlichen Vergletscherung strahlten wie ungeheuerer Diamanten — und auch das größte Denkmal, das Wilson-Monument auf dem Gebiet des ehemaligen Tiergartens, war noch nicht ganz 200 Meter hoch und umfaßte einen Raum von 2 Quadratkilometer. Uebrigens war das Denkmal sehr schön. Um die eigentliche Kolossalstatue des erhabenen Staatsmannes zogen sich in weitem Umkreis sechsfach übereinander bronzene Reifen, an denen die Köpfe der geistigen Heroen aller Zeiten und Völker in Wachs befestigt waren, die er zu Lebzeiten zitiert hatte. Diese Wachsfiguren boten so ein Panorama der menschlichen Entwicklung überhaupt.

Mr. Porter kaufte sich das Stadtviertel, das dem königlichen Schloß benachbart war. Dieses Schloß war die mannigfachste Sehenswürdigkeit der Stadt, es war berühmt durch die „bewegliche Fassade“, die in den verschiedensten Stoffen, vom Platin bis zum Parziban, und in allen erdenklichen Stilen aus dünnen Platten hergestellt war und die täglich in der Weise ausgewechselt wurde, daß die Platten an die ursprünglichen festen Mauern angeschraubt wurden.

Der Billionär ließ sich binnen zwei Wochen einen gewaltigen Park und ein bescheidenes Landhäuschen bauen, wo er nun nach dem anstrengenden und aufregenden amerikanischen Treiben von der harten Arbeit ausruhte. Nur noch eine Stunde des Tages trieb er sein Geschäft, das natürlich bei den kleinen Verhältnissen Berlins wie Europas überhaupt nur wenig Anstrengung erforderte. Er hätte auch gar nicht mehr Zeit auf seine Tätigkeit verwenden können — sonst hätte er bald nicht mehr gewußt, was er noch kaufen sollte.

Binnen Jahresfrist besaß Mr. Porter die Mehrheit aller Aktien der Banken und Industriegesellschaften, unzählige Warenhäuser, sämtliche großen Zeitungen, Straßenbahnen, Omnibus- und Droschkenunternehmungen, Webereien und rund 1000 Rittergüter. Auch in England und Frankreich besaß er so ziemlich alles, was in Betracht kam, oder er hatte doch den maßgebenden Einfluß auf die wichtigsten Unternehmungen.

Jetzt konnte er sich der europäischen Wohlfahrt ungestört widmen. Nur eines geierte ihn; den preussischen Staat konnte er nach Lage der Gesetze direkt nicht kaufen, obwohl er ihn gern seinem Museum einverleibt hätte. Aber indirekt erreichte er doch sein Ziel. Mr. Porter wurde sogar preussischer Gesetzgeber. Er hatte dabei seinen amerikanischen Bürgerstolz. Als er nämlich eines Tages erfuhr, daß ihn der König ins Herrenhaus berufen wolle, ließ er sich schleunigst von

einem alten kinderlosen Majorats Herrn, dessen Familie Herrenhaus-beredigt war, auf seinem Totenbette adoptieren. Wie nun das königliche Verunungsdipolom eintraf, schickte er es mit dem Vermerk zurück: „Debaure sehr. Bin bereits von Geburt Geseßgeber. Mr. Porker gen. Freiherr v. Köderitz-Fuselhof.“ Seitdem zerfielen die Herrenhaus-sitzungen in eine sehr kurze öffentliche und eine längere geheime Sitzung. In der kurzen wurden die Geseßes-vorlagen erledigt, über die alle von vornherein einig waren, da sie alle bei Mr. Porker in der Kreide standen. Die geheime Sitzung wurde dazu verwandt, die privaten Geldgeschäfte der Geseßgeber mit Mr. Porker zu regulieren.

Porker interessierte sich außerordentlich für Kunst und Wissenschaft. Er bevorzugte die Klassische Tragödie. Nur verlangte er, daß sämtliche Personen dieser Stüde neben ihren überlommenen Leistungen noch irgend eine Spezialität ausüben müßten. Auch legte er Wert auf die Ein-führung dressierter Raubtiere. In diesem Sinne wurde Shakespeare, Schiller, Goethe und Kadelburg umgearbeitet. Auch die neuesten Dichter schufen in dieser Weise, so daß etwa die Erinnerung einer ungetreuen Gattin in folgender Weise ausgeführt ward: Der Ehe-mann hing sich mit den Füßen an einem Trapez auf, jonglierte die Ehebrecherin mit den Zähnen, schleuderte sie in weitem Bogen in die Luft und gab dann in diesem Augenblicke dreißig Schüsse ab, die an vorher genau bezeichneten Körperstellen einschlagen mußten. Nach gesehener Tat kam ein Chor Hunde und heulte ein zwölfstimmiges Lied aus dem 16. Jahrhundert. Es gab keine Möglichkeit, anders zu dichten. Einmal wollte ein auffälliger Poet eine Tragödie ohne derlei Apparate zur Ausführung bringen. Die Theater weigerten sich, da sie ja alle Mr. Porker gehörten. Da ließ er auf einem Bauplatz ein Zelttheater errichten. Der Premieren-Abend kam heran. Niemand war erschienen. Porker hatte alle Billets aufgelaufen und verbrannt. Auch waren die Schauspieler aus-geblieben, Porker hatte jedem eine Villa geschenkt.

Auch in der Musik schwärmte er für das Klassische. Nur liebte er scharfe Rhythmen. Beethovens Sinfonien wurden nur noch in Marschform gespielt, und der Schluß der Neunten wurde als Rigger-ballett ausgeführt.

Eine besondere Freude machte es Mr. Porker, die Löhne der Arbeiter und die Lebensmittelpreise zu regulieren. Je nach seiner Stimmung setzte er sie hoch oder niedrig an, so daß niemand wußte, was er morgen zu verzehren hätte, was höchst drollige Szenen her-vorrief und den Urheber des Spiels oft erheiterte.

Seine größte Freude aber war ein kleiner Schöpfung. Der bedeutendste Philosoph der Berliner Universität, ein merkwürdig tiefer Metaphysiker, hatte das Tier erzogen und ihm eine für alle schweren Probleme des Menschengesistes empfangliche Seele gezeugt. Schon wenn das Tierchen lästete, fühlte man ringende Erkenntnis, und wenn es gar —, so war es, als ob der Weltgeist selbst ausströmte. Und diese geniale Bestie mußte früh an der Staupe enden, für die keine medizinische Autorität Hilfe wußte.

Porker war fürchtbar erschüttert. Drei Wochen verhängte er Landesträuer. Keine Straßenbahn fuhr, kein Schornstein rauchte, die Banken waren verödet, selbst die Kneipen waren geschlossen und die Brauereien trockneten aus.

Nach dieser fast vollständigen Arbeitsruhe — nur die staatlichen Werkstätten feierten nicht — ergriff Porker das Bedürfnis nach ge-steigerter Tätigkeit. Es mußte etwas geschehen.

Bisher waren die Walfische bei Grönland in den englischen Landesfarben angestrichen. Die deutsche Porkerpresse forderte leidenschaftlich im Namen der deutschen Ehre, daß sie nun endlich die deutschen Farben tragen müßten. Die englische Porker-Presse ant-wortete. Die Erregung siedete. Die deutschen Porker-Werke bauten Kriegsschiffe — jeden Tag ein Dutzend —, die englischen Porker-Werke brachten es auf zwei Duzend am Tage. Und eines Tages wurde der Krieg erklärt. Bald lagen ungezählte Schiffe auf dem Meeresgrunde, die Fische barsten fast, so feist waren sie mit Menschen-fleisch gemästet. Deutschland war nicht erfolgreich. Immer neue Armaden wurden ausgesandt.

Da, eines Tages, wurde die Affäre dem Billionär zu ge-räuschvoll. Er erklärte dem deutschen Kanzler, er müsse Frieden schließen.

„Wenn wir gesiegt haben“ — erklärte der Mann stolz.  
„Ich werde Ihnen keine Kohlen mehr liefern“ — erwiderte Porker ruhig.

„Wir werden die Arbeiter zwingen, die Kohlen zu fördern.“  
„Ich werde meinen Arbeitern Ferien geben, und jedem 20 Mark Feriengeld den Tag. Dann werden sie nicht arbeiten.“  
Der Kanzler aber wurde wütend: „Wir werden Sie expro-prieren!“

Da lachte Mr. Porker ausgelassen: „Sie vergessen ganz, mein Wertester: Das Privateigentum ist die Grundlage aller Kultur.“  
Der Kanzler war geschlagen. Es mußte Frieden geschlossen werden.

Indessen, der Vorgang hatte doch den Stolz der Monarchie er-heblich verwundet. Man begann in maßgebenden Kreisen Porker zu hassen. Jedoch niemandem fiel ein Mittel ein, wie man den frechen und gemeingefährlichen Amerikaner aus dem Lande zu bringen ver-möchte.

Endlich aber hatte ein Geheimrat die rettende Idee. Der Plan wurde sofort ausgeführt.

Majestät machte eine sehr ungnädige Bemerkung über den Billionen-Parvenu. Die Aeußerung wurde Mr. Porker hinterbracht

und der antwortete öffentlich und laut, was bisher der getreue Untertan nicht einmal im Rausch zu denken gewagt hätte.

Alles ging nach Wunsch. Jetzt hatte man den Kerl. Der Staatsanwalt erhob Anklage wegen Majestätsbeleidigung. Es wurden dem hinreichend Verdächtigen vertrauliche Eröffnungen gemacht, daß er sicher zur Maximalstrafe von 5 Jahren verurteilt werden würde.

Porker jedoch floh nicht, wie erwartet, sondern blieb beharrlich. So mußte man weiter gehen. Das Hauptverfahren wurde eröffnet. Man war entschlossen, Ernst zu machen und den Entseßlichen für fünf Jahre einzusperrn.

Porker war heiterer denn je. Acht Tage vor dem Termin aber brachte die Porkerpresse die Nachricht: Der Termin sei auf un-bestimmte Zeit vertagt worden, weil es augenblicklich keinen einzigen Richter und Staatsanwalt in Preußen mehr gebe.

In der Tat hatten die sämtlichen Herren den Staatsdienst quittiert und waren von Mr. Porker engagiert worden gegen sehr hohe Gehälter; auch der Justizminister selbst war in seinen Dienst getreten.

„Ich kann die Leute zwar nicht brauchen, denn ich treibe nur reelle Geschäfte“ — äußerte Mr. Porker bei dieser Gelegenheit . . .  
Joc.

## Kleines feuilleton.

gl. Der Platz mir gegenüber. Als die Elektrische von der Kreuzbergstraße abfuhr, war er noch leer, aber schon in der Velle-alliancestraße fand er einen „Ve — fiber.“ Einen Herrn.

Einen Herrn, wie es viele gibt, ich hätte ihn kaum des weiteren angesehen. Wohin aber soll man sehen, auf solch einer langen und langweiligen Fahrt durch die Stadt? Draußen brüet die Sonne, die gelben Moutons sind zugezogen, eine dämmerige Stille hüllt den Wagen, man möchte die Augen zumachen und schlafen, aber das Rauseln der Räder schüttelt auch den Müdesten wieder wach. Wie im Traum irrt das Auge den Wagen entlang.

Ich sah auf den Herrn mir gegenüber.

Wirklich nur ein Herr, wie es viele gibt: keine Spur von Eleganz, eher schon ein Anflug von Schabigheit, nicht ausgeprägt, aber doch vorhanden. Er hielt ein Notizbüchleichen und einen Bleistift in den Händen, schrieb ein paar Zeilen, rechnete und sah starr in die Luft, schrieb wieder ein paar Zeilen, klappte das Buch zu, sehr energisch sogar, und schob es mit einem heftigen Rud in die innere Tasche. Eine Weile sah er still und starre vor sich hin, dann zog sich plötzlich seine Stirne kraus, seine Lippen preßten sich zusammen, die Linke ballte sich zur Faust und schlug mit einem harten Schlag auf die Sitzbank.

Dabei glitt ein Zug von Verzweiflung über das finstere Gesicht, als wäre alles aus „Möhrenstraße“ l rief der Schaffner. Der Herr mir gegenüber erhob sich und stieg aus.

Der Platz mir gegenüber war wieder leer, aber nur für einen Augenblick, dann kam ein neuer Passagier. Ein quides, dickes Bengelchen, sehr elegant, Sohn aus allerbesten Familie. Etwas frech sah er auf seinem Platz und ließ die hellen Augenlein rundum gehen. Unausstehlicher Bengel! Sattes Prohentum lag auf seinem wohlgenährten Pausbadengesicht, etwa so: „Wir können es ja haben.“ Jetzt zieht er sein Taschentuch heraus und knippt einen Knoten auf, blanke Groschen hat er drin, die zählt er auf die Bank, fünfzehn Stück.

Seine Augen lieheln förmlich mit dem Gelde, und ein Glanz liegt darin — merkwürdiger Glanz, so voll Habgier und Besitzstolz, als ob ein Bucherer seine Schätze zählt.

„So viel Geld.“ sagt ein altes Mütterchen, das dicht daneben sitzt, „das hat gewiß Großmutter geschenkt, was?“

Der Junge antwortet nicht, er starrt sie nur an mit einem dummdreisten, höhnischen Grinsen. Sie ist ihm wohl nicht fein genug, allerdings sie sieht auch nur ärmlich aus und hat nicht mad eine gold'ne Uhr wie er.

„Das sparst Du nu wohl?“ fragt das Mütterchen. „Ja, spar's Dir man, nich vernaschen, 's schöne Geld, keine Donbons für kaufen!“

„Aee, aber Bihjarn!“ ruft der Junge frech und rennt an ihn vorüber hinaus. „Rein solche Kinder!“ Das Mütterchen reibt sich die Knie, der Bengel hat ihr noch einen Schubs gegeben.

Sie rückt in die Ecke auf den leeren Platz und stellt den schweren Baden, den sie bisher auf dem Schoß gehalten, aufsatmend an die Wand. Dabei nickt sie mir zu:

„Ja, sone Kinder schmeißen mit's Geld rum — und Ihr und Kette — und immer frech zu de armen Leute — und unsereins muß arbeiten, daß de Finger bluten. Schirme sind dis! Ich spanne Schirme. Aber sone Kinder, die . . .“

„Sie müssen aussteigen.“ ruft der Schaffner.  
„Werbercher Markt, hier wollten Se raus.“

Das Mütterchen humpelte seufzend davon. Der Platz wird so fort wieder besetzt. Eine Dame, sehr elegant — gelbes Boileuseid auf Seide — sie „tauscht“ bei jeder Bewegung, streicht ihre feinen Glaceehandschuh glatt und wendet sich steif und bornehm zu ihrem Gatten: „Wenn Gerjon bloß Wort hält und die Toiletten zur Zeit schickt.“

„Er wird ja schon, und wenn nicht, behilfst Du Dich die ersten paar Tage.“

„Ich werd' mich behelfen. Im Seebad, das geht ja gar nicht. Ich hab' nichts anzuziehen. Sind wir da?“

„Ja, es war Dummheit, das Stückchen zu fahren, ich hab' es ja gleich gesagt.“ Muthig und verärgert wie einer, der zubiel ausgegeben hat, verläßt er den Wagen.

Und wieder zwei andere junge Frauen in duftigen Sommerkleidern, elegant und lebensfroh. Sie sichern und tuscheln, man hört nur abgerissene Worte: „Halensjetterrasse . . . brillantes Souper . . . erst noch Grette abholen . . . Rentier Buddes kommen auch . . . aus der Schweiz zurück . . . noch an die See gehen . . .“ Bald steigen sie aus.

Mein Platz bekommt neue Gäste. Zwei Herren, groß, dick, laut und lärmend, über den Bäumen baumeln dicke Uherketten: Grundbesitzer, sie „bauen bei Niddorf rum“, mustern die Gegend draußen mit kritischen Blicken, vor allem die Neubauten. Der eine tramt seine Weisheit aus:

„Nee, man keene eleganten Wohnungen! Bau id nich! Mach id nich! Nur welche für keene Leute, die bringen mehr; sind zufrieden, wenn sie 'n Dach über'n Kopf haben, und haben se Kinder, kann man steigern. Und denn die großen Wohnungen! Is wat nich recht, gleich muß man's machen lassen, und es heißt: „bei die Miete!“ Dem Kleenen laß ruhig die Tapete von de Wand fallen, die haben's Maul zu halten oder se fliegen.“

„Stimmt“, lachte der andere dröhnend.

Stielhaftes Chor die beiden. Wenigstens bleiben auch sie nicht lange.

Und nochmals steigen zwei ein, junge Frauen, die eine in Trauer, ärmliche Trauer und ärmlich die paar Blumen in ihrer Hand, sie sieht blaß und vergrämt aus und kann sich kaum fassen. Mühsam würgt sie das Schluchzen nieder. Die andere sucht zu trösten und redet leise zu.

Und wieder nur abgerissene Worte: „Und er konnte noch leben . . . kein Geld . . . und, wenn wenigstens gute Luft . . . tags in der Fabrik . . . nachts die nasse Wohnung . . . und nu so allein . . . und's Kind hust auch schon Blut . . .“

Dann ersticht das Schluchzen alles. Da, wo der Weg nach dem Kirchhof geht, steigen sie aus.

Der Platz mir gegenüber bleibt leer. Die Sonne, die jetzt auf der anderen Seite steht, spielt darüber hin, der Platz mir gegenüber sieht freundlich und harmlos aus, so, als könnt' nichts Böses drauf gesch'eh'n.

Und ist doch einer Weltstadt Lust und Elend drüber hingegangen. —

gc. „Ar red't wie a Holzhaader,“ ist in denjenigen effässischen Gegenden, besonders im Oberesäß und in der Schletstatter Gegend, gong und gäbe, wo die Bevölkerung sich hauptsächlich mit Acker- und Weinbau beschäftigt. Die Holzhaader werden nämlich von den Bauern als „misera plebs“ angesehen; man schreibt ihnen in bäuerlichen Kreisen wenig Verstand aber sehr viel Grobheit zu, und wenn einer unvernünftiges Geschwätz macht oder grob wird, so heißt es von ihm, „Ar red't wie a Holzhaader“. Dort hingegen, wo die Waldarbeit einen Hauptnährungsweig der Bevölkerung bildet, also vor allem in den Vogesenländern, ist es umgekehrt: als minderwertig gilt dort der Bauer; der Bergbewohner dünkt sich über den im Staub der Ebene leuchtenden Bauer weit erhaben; das trifft auch auf die „Fermiers“ in den Bergen zu, die keinen Ackerbau, sondern nur Milchwirtschaft und Viehzucht betreiben und sich ebenfalls als Hautevolee gegenüber den Bewohnern der Ebene fühlen. Hieraus erklären sich nun die in den Vogesen oft gehörten Redensarten, wie die folgenden: „Ar red't wie a Rabseppel“ (Rab-Seppel, d. h. Rebbauger, Winzer), oder „Ar red't wie a Salatbür“ (Salatbauer), „wie a Grumbeerebür“ oder „Ardäpselbür“ (Grumbeere-Grundbeere-Kartoffel, gleichbedeutend damit Ardäpsel-Erdäpsel). Welcher der beiden Stände aber, ob der der Bauern oder der der Sennen und Waldarbeiter, wirklich am größten werden kann, das müßte erst durch einen „Kampf der Gesänge“ festgestellt werden. —

— Eine merkwürdige Kabelstörung. Dem „Prometheus“ wird geschrieben: Bekannt ist das Schicksal eines der ersten submarinen Kabel auf der Strecke über den Kanal, das in das Schlepptzug eines Fischerbootes geriet. Ueber eine sehr merkwürdige Unterbrechung eines Kabels, die allerdings in der Geschichte der submarinen Kabel sich in ähnlicher Weise bereits einmal ereignet hat, berichtet die „Elektrikal Review“: Ein Kabel, das zwischen Valdez und Sitka, zwei Plätzen auf der Halbinsel Alaska, kurz vorher gelegt war und etwa einen Monat gut funktioniert hatte, versagte im November vorigen Jahres plötzlich den Dienst. Die Untersuchung ließ eine Unterbrechung etwa 15 Kilometer von Sitka entfernt mutmaßen, und das Dynamometer des zur Ausbesserung gesandten Kabelschiffes zeigte kurz vor dieser Stelle eine starke Vergrößerung des Zuges. Die nächstliegende Annahme, daß das Kabel sich an einem Felsen gefangen hätte, erwies sich als irrig. Denn als man langsam fortfuhr, das Kabel zu heben, erschien auf der Oberfläche der schon stark in Verwesung begriffene Kadaver eines 50 Fuß langen Wal-fisches. Wahrscheinlich hatte das Tier den an der Stelle etwa 65 Faden tiefen Meeresgrund mit offenem Maule nach Nahrung abgesehen, und dabei war ihm das Kabel, das infolge der Un-

ebenheiten des Bodens stellenweise über dem Meeresgrund schwebte, zwischen die Kiefer gekommen. Bei den Versuchen, sich wieder frei zu machen, hatte sich dann die Schlinge gebildet, die den Unterliefer fest einschürte, und in dem wütenden Zornen des Ungeheuers brachen die Kupferdrähte an mehreren Stellen, während die eisernen Umhüllungsdrähte dank ihrer bedeutenden Zugfähigkeit wenigstens teilweise die Last aushielten, so daß der Walfisch an die Oberfläche gezogen werden konnte. —

### Medizinisches.

hr. Der Brechdurchfall der Säuglinge. Ganz besonders im Frühjahr und Sommer treten unter den Säuglingen, ob sie nun mit der Flasche aufgezogen werden, oder ob es sich um Brustkinder handelt, Magen- und Darmstörungen auf, die alljährlich viele Kinder dahintaffen. Die Unsitte mancher Eltern, in allzu großer Zärtlichkeit und Liebe den Kindern auch hier und da von dem Essen der Erwachsenen etwas „abzugeben“, z. B. Kartoffel und ähnliches, ist wohl nicht allzu selten einer derjenigen Punkte, die fördernd auf derartige Störungen wirken. Reicht grünlüche Entleerungen und Erbrechen der genossenen Milch im lässig geronnenem Zustande sind die Erscheinungen des Magen-Darmkatarrhes (Brechdurchfall). Dazu kommt meist Aufstreibung des Leibes, Unruhe infolge der kolikartigen Schmerzen. Sehr häufig sind die Ursachen derartiger Erkrankungen von Brustkindern in Diätfehlern der Stillenden zu suchen, und als erstes sehe man daher das Kind auf mindestens 24 Stunden ab. Ebenso sollen Flaschenkinder auch keinerlei Milch erhalten, sondern beide, sowohl das mit der Flasche aufgezogene, wie das Brustkind werden ausschließlich mit Hafers- oder Gerstenschleim und dazwischen, eventuell abwechselnd, mit Eiweißwasser ernährt. Eiweißwasser bereitet man, indem das Weiße von zwei Hühnereiern auf 1 Liter abgekochtes Wasser zugefügt wird unter Zufügung von etwas Zucker. Bessert sich der Zustand, so gibt man dann allmählich etwas Kalbfleischbrühe. Bei Flaschenkindern wird man allmählich zum Haferschleim Milchzusätze machen, bis man die normale Menge der Milch wieder erreicht hat. Zweckmäßig wird diese diätetische Behandlung durch die medikamentöse unterstützt, doch ist sie nur dem Arzt zu überlassen. Sehr gut bewährt es sich auch, das erkrankte Kind regelmäßig warm zu baden, wodurch es ermüdet, gewöhnlich einen erquickenden, stärkenden Schlaf findet. Feuchtwarme Leibumschläge mildern die kolikartigen Leibschmerzen. Jedenfalls aber darf man nie vergessen, daß für die Säuglinge derartige Erkrankungen stets ernster Natur sind und daß das Kind der aufopfernden Pflege und Sorgfalt bedarf. —

### Humoristisches.

— Eifersüchtig. Gatte: „Heute habe ich einem jungen Mädchen das Leben gerettet . . . ich habe es aus dem Wasser gezogen!“

Gattin: „Schämst' Dich net, Du alter Esel!“ —

— Gewissenhaft. Richter: „Wie sich jetzt herausstellt, waren Sie bei der Rauferei gar nicht dabei. Wie kommen Sie dazu, die ganze Geschichte ausführlich zu erzählen?“

Zeuge: „Herr Richter, ich hab' halt die Zeugengebühr nicht umsonst einstecken wollen!“ —

— Ein schlechter Nachbar. „Kommst Du mit Deinem neuen Nachbarn gut aus, Schuckebauer?“

„Ra, gar net! . . . Mit dem is nig anz'fangen — der laßt si' in kein' Prozeß ein!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

### Notizen.

— Der Schriftsteller Paul Schönthan ist in Wien im Alter von 52 Jahren gestorben. Bekannt geworden ist er durch den Schwank „Der Raub der Sabinerinnen“, den er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Franz verfaßte. —

— Robert Hamerling wird im nächsten Jahre im 8. Wiener Bezirke ein Denkmal erhalten. Das Werk ist eine Schöpfung des Bildhauers Hans Scherpe, von dem auch das schöne Wiener Anzengruber-Denkmal stammt. —

— „Der Stolz der Stadt“, ein neues fünfaktiges Lustspiel von Gustav Wied, ist vom Kleinen Theater erworben worden. —

o. Schauspielerelend in England. Nach einer Statistik besaß das vereinigte Königreich im Jahre 1891 3625 Schauspieler und 3696 Schauspielerinnen. Im Jahre 1901 hatte sich die Zahl fast verdoppelt, man zählte 6044 Schauspieler und 6443 Schauspielerinnen. Das Theaterwesen hat sich aber durchaus nicht in dem gleichen Maße entwickelt, sondern ist besonders in den letzten Jahren eher zurückgegangen, so daß eine große Anzahl Schauspieler nur kümmerlich ihr Leben fristet. —

— Altes Blut. In den Jagdbezirken Höchstädt und Unterlingheim (Schwaben) ist ein ganz auffallend hoher Eingang von Rehwild an Lungenseuche zu beachten. —

— Gefährlich. Das Amtsgericht von Konstanz hat die Beschlagnahme der „Vierzeitung“, „Mulus, Gymnasium Konstanz, ein Bademeccum für Pedanten und Philister“ angeordnet. Nach der „Konstanzer Zeitung“ handelt es sich um Karikaturen von Lehrern, die den Born der hohen Obrigkeit erregt haben. —